



M.C. Larroh

Raben Trilogie II

Die Wächter der Wüste

»Oh ich kann lächeln, und im Lächeln morden,
Und rufen »Recht so«, wos ins Herz mir sticht,
Die Wangen nassen mit erlognen Tränen,
Und mein Gesicht nach jedem Anlass prägen.«

W. Shakespeare - König Heinrich VI, Dritter Teil

Prolog

Mit geneigten Köpfen und geschlossenen Augen saßen die Menschen unter der Kuppel auf Kissen im Kreis und hörten dem Sano zu, der in der Mitte mit anmutigen Bewegungen die verschiedenen Mondphasen vollführte.

Was für eine Verschwendung, sich dies nicht anzusehen, dachte Sessaj und spähte heimlich hoch. *Und dann behauptet er noch immer, er sei kein Sano.*

»Kopf runter«, mahnte Arakata neben ihm und zupfte an seinem Ärmel.

Jaja, dachte Sessaj und neigte den Kopf. Sobald er im Augenwinkel sah, dass Arakata die Augen zumachte, schaute er wieder hoch.

Die breiten Ärmel des Kesas reichten Nasica fast bis zu den Knien. Seine honigblonden Haare hatte er zuvor versucht zu bändigen, doch sie standen ihm noch immer in alle Richtungen, was dem mystischen Erscheinungsbild des Sanos in weißem Brokat leicht Abbruch tat. Wieder zupfte ihn Arakata am Ärmel. Bevor er etwas sagen konnte, schnitt Sessaj ihm das Wort ab.

»Er macht es so gut«, flüsterte er seinem älteren Bruder zu.

Arakatas Miene wurde versöhnlich und er warf Nasica einen liebevollen Blick zu. Sie beide wussten, welche Überzeugungskraft es gekostet hatte, Nasica dazu zu bringen, die Zeremonie durchzuführen. Selbst als der Große Rat entschieden hatte, dass er sie leiten sollte, war es Nasica noch immer nicht leid gewesen zu betonen, dass er kein Sano sei. Das sei egal, hatte der Rat seinen Entscheid begründet, schließlich sei er nun mal der Letzte, der überhaupt annähernd dazu in der Lage war, Yatagaras die Ehre zu erweisen. Da sei die Frage, ob er die Ordination erhalten hatte, nicht von Belang.

Ein kühler Wind zog durch die offenen Tore herein und ließ die unzähligen Kerzen nervös aufflackern. Sessaj zog den Mantel enger. Dieses Jahr ließen die warmen Temperaturen des Frühlings auf sich warten. Dennoch blühten die Blumen in Luscants farbigen Vierteln bereits und weiße Kirschblüten schneiten herein.

Sessaj schaute über die geneigten Köpfe der Besucher hinweg nach draußen, wo sich die Leute, die kein Kissen mehr hatten ergattern können, in den fünf offenen Toren versammelt hatten und kniend der Zeremonie beiwohnten. Hinter ihnen rauschten die Kirschbäume sanft im Wind und glänzten im Schein zahlreicher Laternen, die an Seilen über den Tempelplatz gespannt worden waren.

Plötzlich huschte ein schwarzer Schatten vorüber. Sessaj zuckte zusammen.

»Was ist?«, fragte Arakata leise.

Sessaj strengte seinen Blick an und starrte hinaus.

»Hast du was gesehen?«

Da! Ein schwarzer Schatten. Automatisch wanderte seine Hand an den Schwertgriff.

»Sess?«

»Da draußen ist etwas«, flüsterte er.

»Kommen sie etwa heute?«, fragte Arakata und blickte angestrengt nach draußen.

»Das wäre genau ein Jahr, nachdem ...«

Dass sie beide über die Köpfe hinweg aus dem Haupttor starrten, entging auch dem Sano nicht. Er folgte ihren Blicken, schloss das Gebet ab und beendete den Bewegungsablauf. Verunsichert schaute er zu Sessaj.

Plötzlich war von draußen ein Schrei zu hören.

»Sie sind hier!«, rief Sessaj und sprang hoch. »Schließt die Tore! Das ist die zweite Garde!«

Arakata rannte zu einem Seitentor und rief den Leuten zu, hereinzukommen. Auf der anderen Seite waren Corsin und Ageho dabei, die Tore zu schließen.

»Bleib hier drin«, sagte Sessaj zu Nasica. »Wenn es das ist, was wir befürchten, dann ...«

Erneut waren Schreie zu hören und immer mehr Menschen strömten durch das Haupttor herein. Arakata war dabei, das zweite Seitentor zu schließen, als Corsin und Ageho die Kämpfer aus dem Doujo um sich sammelten. Während die Hälfte der Gruppe im Tempel blieb und versuchte, Ordnung ins Chaos zu bringen, zwängten sie sich zu sechst gegen den Strom hinaus auf den Platz.

Viele Leute waren bereits auf die Straße, den Tempelplatz und in die Gassen geflohen, als sie sahen, wie die Tore geschlossen wurden. Von allen Seiten waren Schreie zu hören.

»Verteilt euch!«, befahl Corsin und verschwand zwischen zwei Häusern Richtung Ginster, wo sich das Doujo befand.

Sessaj rannte an den Kirschbäumen vorbei über den Platz, bis er zur Straße kam, die ins Grüne Viertel führte, und die Sicht auf die Stauwand frei war. Auf der Dammkrone oben war es dunkel.

Wo ist die Mauerwache?

Aus einer Gasse hörte er die Schreie einer Frau. Sofort änderte er die Richtung und erreichte den Brunnenplatz des Schwarzen Viertels. Die Leute rannten panisch durch die Straßen, um in ihren Häusern Schutz zu suchen. Vor einem Hauseingang war es zu einem Handgemenge gekommen.

Gerade als Sessaj sein Schwert ziehen wollte, bekam er von der Seite einen Stoß. Er stolperte und stützte sich an der Hauswand ab, bevor er zu Boden stürzte. Da packte ihn etwas am Hals und zog ihn hoch. Es fühlte sich an wie eine behandschuhte Hand, doch sie war so groß wie eine Bärenpranke. Mit übermenschlicher Kraft krallte sie sich an ihm fest, zog ihn herum und schlug ihn mit dem Rücken an die Wand, sodass er mit dem Hinterkopf gegen den rauen Verputz stieß. Ein dumpfer Schmerz schoss ihm über den Nacken. Als er die Augen wieder öffnete, schaute er in ein maskiertes Gesicht. Eine schwarze Maske, die einen Vogelschnabel darstellte, glänzte im dump-

fen Licht der Straßenlaternen. Sie fing auf der Nase an und verdeckte Mund und Kinn. Die obere Hälfte des Gesichts war nicht maskiert, doch die Augen waren komplett schwarz und starrten wie Glaskugeln aus ihren Höhlen. Anstelle von Pupillen leuchteten stecknadelgroße, rote Punkte, die wie kleine Kometen einsam in der endlosen Weite des Weltalls glommen. Schwarzer Rauch stieg wie Dunst aus den Poren dieser Kreatur auf und sammelte sich in Rauchschwaden um sie herum. Als würde der Rauch kontrolliert, bewegte er sich entlang der Arme immer näher auf Sessaj zu.

Der metallische Geruch kitzelte ihn bereits in der Nase, als ihm klar wurde, dass der Rauch dabei war, in ihn einzudringen. Sofort schob er die Hand unter den Armen der Kreatur durch, drehte seinen Körper so weit es ging und wand sich mit einer Drehbewegung aus dem harten Griff. Dann holte er mit der anderen Hand aus und schlug dem Maskierten die Faust ins Gesicht. Unter seinen Fingerknöcheln glaubte er zu spüren, wie die Maske knackte, als wäre sie aus Holz, doch sie blieb unverehrt.

Der Angreifer versuchte erneut, ihn zu packen, fasste jedoch ins Leere, als Sessaj rechtzeitig zurückwich. Er zog sein Schwert und stieß es der Kreatur in die Flanke. Leider hatte sich dieses Ding rechtzeitig zur Seite bewegt, aber es hatte gereicht, um zu sehen, dass Blut in ihm floss.

»Du bist also nicht unverwundbar«, sagte er und brachte sich wieder in Stellung.

Da stieß der Maskierte plötzlich einen gellenden Schrei aus und stürzte sich auf ihn. Sessaj rammte ihm die Klinge in den Bauch, doch der Angreifer packte ihn und stieß ihn zu Boden. Sessaj riss an der Vogelmaske, aber sie saß fest, als wäre sie mit dem Gesicht verbunden. Derweil verdichtete sich der schwarze Rauch und die Kreatur schrie wie ein tollwütiger Hund. Da erst begriff Sessaj, dass dieses Ding nach seinen Gefährten rief, denn im Augenwinkel sah er, wie zwei weitere auf ihn zukamen.

Mit beiden Händen packte er die Maske und schleuderte seinen Gegner mit voller Wucht zur Seite. Dann schnappte er sein Schwert und zog es aus dem Angreifer heraus. Schwungvoll drehte er sich um, schwang die Klinge herum und schnitt damit einem der Maskierten durch die Maske hindurch. Dann duckte er sich, um dem Schlag des anderen zu entkommen, und wich zur Seite. Sessaj zog sein zweites Schwert und ging in Stellung. Er atmete einmal tief durch und nahm beide Kreaturen ins Visier.

Moment, diese Kleidung ... Die gehört zur Mauerwache.

Doch das waren nicht mehr die Jungs von der Mauerwache. Ihre Gesichter waren hinter schwarzen Masken verborgen und ihre Augen, selbst die Kleidung, waren schwarz. Sessaj fasste sich ein Herz und griff an. Mit schwungvollen Bewegungen hackte er dem einen den Arm ab, zog mit einer halben Umdrehung seitlich am anderen vorbei, drehte sich und stieß beiden gleichzeitig je eine Klinge in den Rücken, die sich bis zum Herz bohrte. Dann drehte er sich um und schaute zu, wie sie zu Boden gingen.

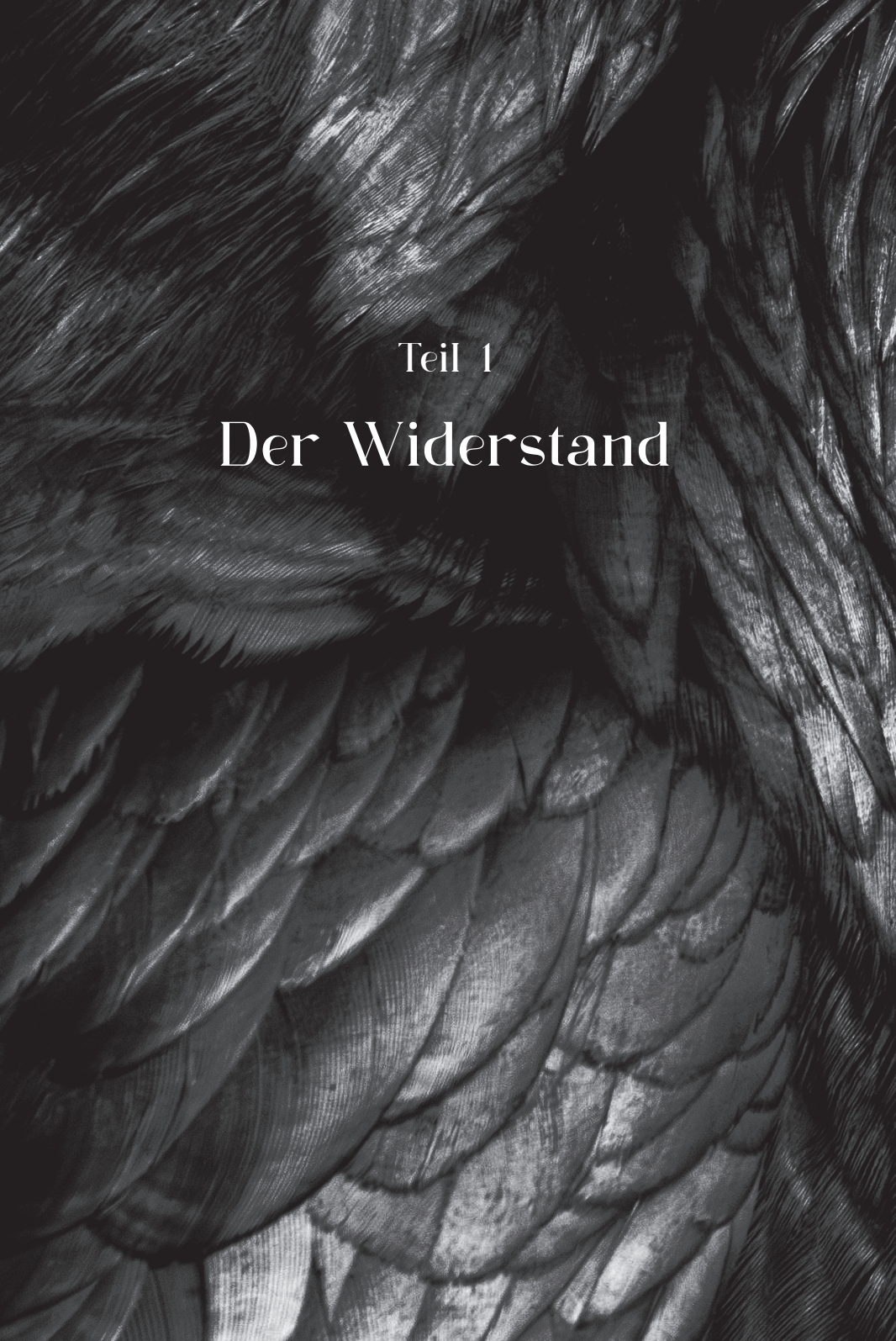
Der schwarze Rauch löste sich in Luft auf, was wohl ein Zeichen dafür war, dass diese Männer tatsächlich tot waren. Gern hätte er sie genauer untersucht, um zu sehen, was unter der Maske verborgen lag, doch die Schreie auf der anderen Seite des Brunnenplatzes waren noch nicht verstummt. Sie waren noch verzweifelter als zuvor.

Mit beiden Schwertern eilte er zu Hilfe, doch als er dort ankam, lagen drei Männer krampfend am Boden und krümmten sich vor Schmerzen, während zwei Kreaturen dabei waren, den schwarzen Rauch jeweils einem Mann und einer Frau einzufloßen.

»Nein!«, schrie er und rannte dazwischen.

Er hieb der einen Kreatur den Kopf ab und gab der anderen, die sich noch immer über die Frau beugte, einen kräftigen Tritt in den Bauch. Noch bevor sie sich wieder erhob, stieß er ihr beide Schwerter in die Brust. Als er sich umdrehte, um der

Frau zu helfen, erhoben sich vor ihm die drei Männer, die kurz zuvor noch krampfend am Boden gelegen hatten. Ihr Kleidung verfärbte sich schwarz, ihre Augen schienen sich in die Höhlen zurückzuziehen und blitzten rot auf. Schwarzer Rauch stieg aus ihren Poren auf und vor ihren Gesichtern manifestierte sich eine schwarze, glänzende Vogelmaske.



Teil 1

Der Widerstand

Auf wackligen Beinen stolperte Sam betrunken durch die nassen Gassen Luscants. Mit jedem Schritt schwappte der viele Wein in seinem Magen auf und ab, sodass er sich benommen mit dem Rücken gegen eine bröcklige Backsteinmauer lehnen musste. Er legte den Kopf zurück und blickte hoch in den nun klaren Himmel. Die Sterne schimmerten unscharf in seinem Rausch, der das Firmament wie ein Kaleidoskop verzerrte.

Sam!, rief die Stimme in seinem Kopf, so verzweifelt, dass sie sich überschlug. *Verflucht*, dachte er. Je mehr er trank, umso länger hielt der Rausch zwar an, da der Alkohol seine Regenerationskräfte schwächte, doch offenbar war es noch nicht genug gewesen, um Marascos Stimme in seinem Kopf zum Schweigen zu bringen – zudem hatte er keinen einzigen Tukra mehr übrig.

Aus einer Seitengasse vernahm er die Stimmen von zwei Männern. Abgekämpft rieb er sich mit den bandagierten Händen das Gesicht wach, atmete tief durch und richtete sich auf. Ihm blieb keine andere Wahl, als wenigstens ein bisschen von seinem Rausch herzugeben, denn das, was nun folgte, verlangte mehr Konzentration, als er in seinem jetzigen Zustand aufbringen konnte. Aus dem Schatten traten zwei dunkle Gestalten heraus.

»Wen haben wir denn da?«, sagte der größere Mann mit einem unförmigen Filzhut auf dem Kopf. So wie er daherstolzte, hätte man meinen können, der Kerl trüge eine Krone auf dem Kopf. In der Hand allerdings hielt er eine halb volle Flasche Schnaps. »Wohl ein bisschen zu tief ins Glas geschaut, was?« Er stellte die Flasche auf den Boden und baute sich vor ihm auf.

Der kleine Mann neben ihm spuckte ihm vor die Füße, dann verzog er den Mund zu einem Grinsen und zeigte die faulen Zähne. Er sah aus wie eine fettgesichtige Fledermaus.

Obwohl Sam bereits mehr als genug von seinem Rausch eingeüßt hatte, spielte er weiterhin den Betrunkenen. Taumelnd gab er dem Mann mit dem Hut einen Schubs, sodass der überrascht ins Stolpern geriet. Da packte die Fledermaus plötzlich seinen Arm, verrenkte ihn auf seinem Rücken und stieß ihn mit dem Gesicht gegen die Wand.

»Glaubst wohl, du könntest es mit uns aufnehmen«, knurrte er so nah, dass er die Spucke in seinem Gesicht spürte.

»Dann wollen wir doch mal sehen, was du so bei dir trägst«, sagte der Mann mit dem Hut und zog ihm die Börse aus der Innentasche.

Sam lachte innerlich. Seit er vor fünf Jahren nach Nampurien gekommen war, hatte sich nichts geändert. Ob in Rojkola im Westen oder hier in Luscant im fernen Osten, seine Börse war immer leer. Wenn er Tukras hatte, bewahrte er sie in einem kleinen Lederbeutel auf, den er unter seiner Hose trug. Die leere Börse war bloß Teil seiner Scharade.

»Was soll das?«, fragte der Mann verärgert. »Läufst in solch edlen Klamotten rum, aber hast kein Geld?«

Sam lachte, da packte das Fledermausgesicht seinen Kopf und schlug ihn erneut gegen die Mauer. »Was gibt es da zu grinsen?«, fauchte er.

Ein stechender Schmerz jagte durch Sams Kopf und seine Augenlider flackerten. Vielleicht hatte er doch zu viel getrunken, um diese Nacht ...

»Willst du uns etwa verarschen?«, fragte der große Mann und warf verärgert die leere Börse weg.

Plötzlich schlug Sam eine Faust ins Gesicht und er kippte um.

Zu viel getrunken, dachte er, presste die Augen zusammen und drückte die Hände an die Stirn.

»Der Kerl macht sich über uns lustig«, sagte die Fledermaus.

»Verprügeln wir ihn«, antwortete der Mann mit dem Filzhut.

»Kommt doch.« Sam lachte und schaute zu den beiden hoch. Während er sich zurück auf die Füße rappelte, zog er an den Schleifen seiner Bandagen und löste sie an beiden Händen.

Der kleine Mann zog ein Messer und ging in Angriffsstellung.

»Ein Messer«, sagte Sam und ließ das Wort auf seiner schweren Zunge zergehen.

»Der Kerl tickt doch nicht richtig«, sagte der Mann mit dem Hut und tippte sich an die Schläfe.

In dem Moment griff die Fledermaus an. Sam wich der Klinge aus, packte den ausgestreckten Arm, drehte sich und schlug dem Mann von der Seite die Faust ins Gesicht. Der klatschte mit der Wange gegen die Mauer und das Messer fiel ihm aus den Händen. Bevor sein Gefährte mit dem Filzhut reagieren konnte, zog er die Fledermaus am Kragen herum, drückte den Kerl mit dem Rücken gegen die Wand, presste ihm die Hand auf die Stirn und sog ihm die Erinnerungen der letzten paar Stunden aus. Auch wenn es nur wenige Erinnerungen waren, spürte er das Kribbeln am ganzen Körper. Die Energie schoss durch seine Adern und löste den Rausch auf. Und während die Fledermaus zu Boden glitt, drehte er sich um.

Der Mann mit dem Hut reckte den Kiefer. Ungepflegte Bartstoppeln erschienen im dumpfen Licht der Laternen. Dann schnalzte er verärgert mit der Zunge. »Du glaubst wohl, du kannst mich verarschen«, knurrte er und nahm die Fäuste hoch.

Sam trat dem Mann entgegen; beinahe geriet er ins Taumeln, also stützte er sich an der Wand ab und atmete tief durch. Als er wieder hochschaute, flog ihm eine Faust entgegen.

Zu langsam, dachte er und fiel erneut zu Boden.

Doch dieses Mal hatte er sich schneller wieder gefangen. Auf allen vieren kniete er da und schüttelte den Kopf. Da trat ihm der Mann mit voller Kraft in den Bauch. Sam fiel zur Seite und ächzte.

Reiß dich zusammen!

Wie ein schwarzer Hammer sah er den Stiefel des Mannes auf sich zukommen. Im letzten Augenblick drehte er sich zur Seite, packte das Bein und riss ihn zu Boden. Der Hut war beim Sturz davongeflogen und schütteres Haar kam zum Vorschein.

Drei, vier, fünf Mal schlug er dem Mann ins Gesicht, dann presste er die Hand auf seine Stirn, machte seinen Gegner mit einem Energiestoß bewusstlos und entzog ihm ebenfalls die Erinnerungen an die letzten Stunden.

Ihr wolltet mich ausrauben?, dachte er belustigt und zog dem Mann die Börse aus der Tasche. *Solange es Pack wie euch gibt, habe ich alles, was ich brauche.*

Nachdem er auch noch die Börse des anderen geleert hatte und die Tukras in seine Säcke gewandert waren, ließ er sich mit dem Rücken an die Wand fallen, schaute hoch zur Straßenlaterne und atmete tief durch. Ein kühler Wind wehte durch die Gasse. Langsam hob er die Hände und schaute sie im dumpfen Licht an. Die Narben schlängelten sich weiß um seine Unterarme. Die schwarzen Bandagen hingen in zwei langen Streifen an seinen Handgelenken. Langsam wickelte er jeweils den einen Teil um die Unterarme und den anderen um die Hände. Dann ballte er die Fäuste und spürte, wie die Stofffetzen leicht knirschten, als sie sich über seine Knöchel spannten.

Sam!, schrie Marasco verzweifelt in seinem Hinterkopf.

Sam presst die Augen zusammen und rieb sich das Gesicht. Dann strich er sich die Haare zurück und sah im Augenwinkel die Schnapsflasche am Boden stehen. *Das sollte helfen*, dachte er und trank die Flasche in einem Zug leer.

Sein geschärftes Gehör sagte ihm, dass eine weitere Gruppe von Männern die Gasse entlangkam; es war noch nicht einmal Mitternacht, doch im Ginster herrschte schon reger Betrieb. Sam kämpfte sich zurück auf die Füße und taumelte an den Ohnmächtigen vorbei. Er verschwand in der ersten Seitengasse und betrat die nächstbeste Kaschemme, die er finden konnte.

»Ich sagte doch«, blaffte der Wirt hinter dem Tresen, »komm nicht her, wenn du keine Tukras hast!«

Sam zog die Münzen aus der Hosentasche und legte sie auf die Theke. »Hier«, murmelte er und setzte sich auf einen Hocker an der Wand, wo er sich mit der Schulter anlehnen konnte. »Schenk ein!«

Der glatzköpfige Mann schwang einen Lappen über die Schulter und sammelte die Tukras ein. Unzufrieden öffnete er eine Flasche Hochprozentigen, füllte einen Becher und stellte die Flasche daneben. »Du hast wirklich Probleme, Junge«, grummelte er und ging davon.

Sam betrachtete eine Weile den Becher und versuchte, den Worten des Wirts keine Beachtung zu schenken. Bevor ihn die Traurigkeit überkam, kippte er den halben Becher runter.

Wenn Koma wüsste, was ich hier tue, dachte er und vergrub das Gesicht in den Händen. *Der würde mir einen Tritt in den Arsch geben.*

Schließlich war es Koma gewesen, der ihn in Rojkola von der Straße geholt und wieder Halt gegeben hatte. Auch wenn der Kapitän mehrheitlich auf See war, hatte sich zwischen ihnen eine Freundschaft entwickelt, die ihm geholfen hatte, ein mehr oder weniger geregeltes Leben zu führen.

Doch er hatte allen Grund, sich bis zur Besinnungslosigkeit zu besaufen, denn nur der Schnaps schaffte es, ihn alles vergessen zu lassen. All die Erinnerungen, die er in sich gespeichert hatte und die er als Seher niemals ablegen konnte. Selbst Marascos Erinnerungen, die er sechs Monate lang mit sich herumgetragen hatte, um sie ihm dann wieder zurückzugeben, waren noch immer da.

Doch Marasco war weg und die Verbindung zu ihm ebenfalls – nur die Stimme war geblieben, die immerzu nach ihm rief. Und das bereits seit ein paar Jahren. Auch wenn die Rabenkräfte ihn unsterblich machten, war die Wahrscheinlichkeit, dass Marasco tot war, groß. Anders konnte er sich nicht erklären, weshalb die Verbindung weg war.

Es ist meine Schuld, dachte er und trank einen kräftigen Schluck. *Ich habe ihn umgebracht.*

Schließlich hatte es sich abgezeichnet, was passieren würde, nach dem, was damals in Limm geschehen war. *Wie konnte ich nur den Fehler machen und ihm all seine Erinnerungen auf einmal zurückgeben?*

Seine Suche nach Freiheit hatte er aufgegeben. Nun suchte er Frieden. Frieden vor seinen Erinnerungen und dem Schrecken, den er gemeinsam mit Marasco in Kolani erlebt hatte.

Mit zittrigen Händen goss er nach und trank. Die Stimme war weg; er hatte sie für ein paar Stunden im Schnaps ertränkt. Das war gut.

Nasica stand auf der Hauptbrücke und betrachtete ehrfurchtsvoll die senkrechte Wand der zwölfgeschossigen Staumauer. Wie eine mächtige Statue erhob sich das Bauwerk über Luscant. Die Wasserfälle donnerten auf beiden Seiten der Verstreibungen fünf Stockwerke hinunter ins Auffangbecken und versprühten die Gischt bis zu den Brücken. Nasica wischte sich über die feuchte Wange und lächelte. Unter ihm sprudelte das Wasser hindurch und verteilte sich über die verschiedenen Kanäle in den Stadtvierteln und über ihm leuchtete das feuchte Holz im Licht der frühabendlichen Sonne in einem warmen Rot.

In Nasicas Brust zog sich plötzlich etwas zusammen und er hustete. Als wäre seine Lunge mit Nägeln gefüllt, die mit jeder kleinen Bewegung Löcher rissen, krallte er sich am Geländer fest und beugte sich vorsichtig nach vorn. Er wunderte sich selbst, dass er bis jetzt noch kein Blut gespuckt hatte.

»Nas! Was machst du denn?«, hörte er Arakata. Einen Augenblick später spürte er auch schon die wärmende Hand auf seinem Rücken langsame Kreisbewegungen machen. »Du weißt doch, du sollst dich nicht anstrengen.«

Allmählich ließ das beengende Gefühl um seinen Brustkorb nach. Ein Ächzen entschwand seinen Lippen und er atmete laut ein und aus.

»Geht's wieder?«

Nasica nickte, legte sich die Hand auf die Brust und richtete sich auf. Neben Arakata schlossen gerade zwei Mitglieder des Großen Rates auf. Der dicke Mann und die griesgrämige Frau, die ihn beide während der Anhörung nach seiner Flucht aus der Wüste beleidigt und der Verleumdung und Blasphemie beschuldigt hatten, nickten ihm höflich zu. Es waren dieselben zwei, die später von ihm verlangt hatten, die Zeremonie zum Weißen

Mond zu halten. Seine Lungen zogen sich gleich wieder zusammen, dennoch setzte er die Maske des Sanos auf, rang sich ein höfliches Lächeln ab und nickte ebenfalls.

»Sano«, sagte die Frau zwar mit höflicher, aber knirschen-der Stimme. Auch für sie war die Begegnung offenbar unan- genehm.

Ich bin kein Sano, dachte er und räusperte sich. Der zähe Schleim klebte ihm hartnäckig in der Gurgel.

Mit Floskeln und Versprechungen verabschiedeten sich die beiden Ratsmitglieder und gingen davon. Erst als sie in der Menschenmenge auf dem Marktplatz verschwunden waren, hatte Nasica das Gefühl, wieder durchatmen zu können.

Beim Feuer der Sonne, vergib mir. Was für schreckliche Menschen!

»Wie ist es gelaufen?«

»Ich denke, nicht schlecht«, antwortete Arakata und strich sich dabei die schwarzen Haare zurück.

»Bitte hege nicht zu viel Hoffnung«, sagte Nasica, als sie sich gemeinsam auf den Weg machten. »Das letzte Mal hat es auch nicht geklappt.«

»Mir ist egal, wenn ich Speichel lecken muss. Die Holzbauer haben sich bereits mit den Küfern und den Schmieden zusam- mengesetzt. Die Männer glauben an uns.«

»An dich«, berichtigte er und warf Arakata einen vielsagen- den Blick zu.

Der Wasserbauer war einen halben Kopf größer als er und lächelte ihn sanft an. »Der Rat kann es nicht mehr länger igno- rieren. Sie sind allmählich gezwungen zu handeln. Es war das erste Mal seit dem Angriff der zweiten Garde, dass sie meiner Einladung gefolgt sind. Nun haben sie endlich mit eigenen Au- gen sehen können, was wir alles für diese Stadt tun. Und ich habe noch so viele Ideen!«

»Ja, ich weiß«, sagte Nasica. »Deine Turbinen und deine Wasserschotts.«

»Ich werde sie kriegen. Du wirst schon sehen.«

Auf dem Marktplatz legte Nasica ein bisschen an Tempo zu. Arakata ließ sich zu gern von den Leuten aufhalten. Doch leider liefen sie in eine Gruppe von Wasserbauern aus dem Staudamm, die begierig darauf waren zu erfahren, wie das Gespräch mit den Ratsmitgliedern gelaufen war. Und bevor sie sich versahen, waren sie von einer Traube von Menschen umgeben. Nur, weil er keinen Kesa trug, wurde er nicht als Sano erkannt.

Wie kann er nicht merken, dass er es ist, den die Leute wollen?, fragte er sich und schaute verwundert zu, wie Arakata sich mit den Leuten unterhielt. *Er ist zu ihrem Anführer geworden, ohne dass er es selbst bemerkt hat.*

Nach dem letzten Angriff hatten die Leute Angst, ihre Häuser zu verlassen. Es war nicht der Rat gewesen, der den Menschen Hoffnung gegeben hatte, sondern Arakata, der auf dem Marktplatz dazu aufgerufen hatte, sich ihm anzuschließen und sich auf den nächsten Angriff vorzubereiten. Die Männer, die kämpfen konnten, schickte er zu Corsin ins Doujo. Und er setzte sich mit den Handwerkermeistern zusammen, um Ideen zu sammeln, wie der Staudamm zu einem Schutzwall gemacht werden konnte. Er war der Mann der Stunde und merkte es nicht einmal, da er selbst lieber den lieben langen Tag über irgendwelchen Skizzen brütete und über Turbinen oder Wasserschotts nachdachte.

»Komm jetzt«, sagte Nasica und zog Arakata von ein paar jungen Frauen weg. »Saya wartet!«

Arakata winkte den Frauen zu und lachte. »Ich glaub, die stehen auf mich.«

»Natürlich tun sie das. Ist ja auch kein Wunder.«

»Vielleicht könnte ich eine heiraten.«

»Du solltest sie nicht heiraten, um ihr einen Gefallen zu tun. Lern sie zuerst einmal kennen.«

»In Ordnung«, sagte Arakata brav und zwinkerte ihm zu.

Als sie ins nördliche Viertel gelangten, verschwand die Sonne gerade hinter der Bergkuppe und ein Leuchtwart entzündete die Straßenlaternen.

»Sessaj hat mir erzählt, dass sich ein Fremder in den Schenken herumtreibt und nach einem Mann fragt, der sich in einen Raben verwandeln kann«, erzählte Arakata.

»Dann sollten wir ihn im Auge behalten.«

»Natürlich, aber wie sich herausgestellt hat, ist es nicht so leicht. Wir können unsere Leute nicht für einen Trunkenbold entbehren, der sich nächtelang in den Schenken und Freudenhäusern herumtreibt. Schließlich jährt sich der Weiße Mond bald zum dritten Mal. Die vierte Garde wird kommen. Zudem scheint mir der Kerl ohnehin harmlos zu sein. Er ist nicht von hier. Wahrscheinlich hat er bloß die Geschichten gehört und ist hergekommen, um danach seine eigene Geschichte den Flugblättern im Westen zu verkaufen.«

»Der Weiße Mond jährt sich nicht zum dritten Mal«, berichtete Nasica. »Es ist nur das dritte Mal, dass wir dann die Kuros erwarten.«

»Wir sind vorbereitet, mein Freund. Besser denn je.«

»Ich sehe manchmal einen Raben über Luscant kreisen«, sagte Nasica nachdenklich. »Ich stelle mir dann vor, wie es Yatagaras ist, die uns ausspioniert, um unsere Vorbereitungen für den nächsten Angriff gegen uns zu verwenden.«

»Das ist ein ganz normaler Rabe. Der wird wohl kaum ein Scherge Yatagaras' sein.«

»Es tut mir weh, mitansehen zu müssen, wie ihr langsam, aber sicher euren Glauben verliert«, murmelte er und legte sich die Hand auf die Brust. »Hätte ich mich nicht dem Priesteramt verschrieben und nun die Rolle des Letzten meines Amtes inne, hätte ich den Glauben wohl als Erster abgelegt. Aber nun muss ich zusehen, wie du und Sessaj euch immer weiter davon entfernt.«

»Mein Glaube ist so wenig erschüttert wie die Mauer da draußen«, sagte Arakata stolz. »Und solange diese Mauer steht, bleibt es auch so.«

»Sessaj sieht das ein bisschen anders. Er hat mich angeschrien und einen Heuchler genannt.«

»Ach, du weißt doch, wie mein kleiner Bruder ist. Das darfst du nicht persönlich nehmen.«

»Aber vielleicht hat er recht. Vielleicht bin ich ein Heuchler. Und wegen meines Amtes steht es mir nicht einmal zu, dies einzustehen. Am Ende hat er rumgebrüllt und gesagt, er würde erst wieder einer Zeremonie beiwohnen, wenn Yatagaras sich bei uns entschuldigt und erklärt, weshalb sie das alles tut.«

»Das ist doch gut«, meinte Arakata. »So hat er sich ein Ziel gesetzt. Der Junge ist stur genug und kämpft bis zum Ende, um das zu erreichen.«

»Du schaffst es wirklich, allem etwas Gutes abzugewinnen.«

Arakata hob die buschigen Augenbrauen und setzte ein breites Grinsen auf. »So bin ich eben.«

Sie gelangten zu ihrem kleinen Häuschen auf dem Hügel, dessen Lehmfassade seit dem letzten Überfall ein paar Abplatzungen erlitten hatte. Die Fenster waren mit Brettern zugenagelt und nur noch durch ein paar Spalten war das Licht im Innern zu sehen. Sobald Arakata die Tür öffnete, hörten sie Sessajs und Sayas Stimmen aus der Küche.

»Das ist doch Blödsinn!«, rief Sessaj und lachte herzlich.

»Du hast mir bisher immer geglaubt!«, gab Saya zurück und fuchtelte mit dem Kochlöffel. »Warum jetzt nicht?«

»Weil es keinen Sinn ergibt!«, erwiderte Sessaj, der breitbeinig auf seinem Stuhl saß und neben sich ein volles Glas Wein auf dem Tisch stehen hatte. »Niemand kann so was!«

»Was denn?«, fragte Nasica, hängte seinen Umhang an einen Haken neben dem Eingang und setzte sich mit der Tasche an seinen Platz.

»Sich in einen Raben verwandeln«, sagte Sessaj. Um zu zeigen, was er von Sayas Behauptung hielt, drehte er den Finger neben seinem Ohr und grinste.

»Yatagaras kann das«, sagte Nasica ernst und packte sein Skizzenbuch und den Kohlestift aus. »Ich habe gesehen, wie sie sich verwandelt hat.«

»Ja, in eine Krähe, hast du gesagt, nicht in einen Raben«, gab Sessaj zu bedenken, während er die langen Haare aus dem losen Knoten löste und sie neu zusammenband.

»Als ob *du* den Unterschied erkennen würdest!«, rief Saya hinter dem Kochtopf hervor. »Das spielt doch überhaupt keine Rolle! Es ist nicht Yatagaras! Es ist ein Mann! *Er* verwandelt sich in einen Raben!«

»Hast du das gesehen?«, fragte Arakata ernst.

»Glaubst du etwa, ich würde mir so was ausdenken?«, fragte sie beleidigt und verschränkte demonstrativ die Arme vor der Brust.

»Was ist denn mit dem Kerl, der sich in den Schenken rumtreibt und die Leute wegen diesem Rabenmann ausfragt?«, fragte Nasica beiläufig und konzentrierte sich bereits darauf, Sayas Umrisse zu zeichnen.

Sessaj runzelte die Stirn. »Das ist ein Verrückter! Der ist harmlos. Trinkt viel zu viel. Mich wundert, dass sie ihn überhaupt noch ins Bordell lassen. Ich frag mich, wie der das macht; so hinüber wie der immer ist? Kann kaum gerade gehen.«

»Hast du ihn gesehen?«

»Natürlich! Ich war gestern mit Ageho nach dem Training noch was trinken.«

»Und hast du mit ihm geredet?«

»Der war überhaupt nicht ansprechbar!«

Arakata stand auf und trat zu Saya in die Küche. »Kann ich dir mit etwas behilflich sein?«

»Danke, aber ist schon gut«, antwortete sie und schaute etwas traurig in den Kochtopf. »Du glaubst mir doch, oder?«

»Ich brauch dir nicht zu glauben. Ich vertraue dir.«

»Na dann!«, rief Sessaj erfreut. »Tisch auf, Schwester! Was gibt's denn?«

Saya reckte das Kinn und warf ihm einen strafenden Blick zu. »Hör gefälligst auf, mich wie eine Kellnerin zu behandeln! Sonst kriegst du gar nichts!«

Sessaj sprang sofort auf und versuchte, sie zu besänftigen.
»Tut mir leid«, sagte er mit einem breiten Grinsen im Gesicht.
»Das war nicht so gemeint. Das weißt du doch, oder?«

Saya gab ihm mit ihrer behandschuhten Hand einen Klaps auf den Hinterkopf.

Unverbesserlich, dachte Nasica und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

Mit flinker Hand zeichnete er die Umrisse der drei nach, wie sie um die Feuerstelle in der Küche standen. So verschieden sie auch waren, die markanten Kieferknochen und die Augen verrieten, dass sie Geschwister waren. Nasica prägte sich ihre Haltungen, Kleidung und Mimik genau ein, um die Zeichnung nach dem Essen fertigzustellen.

3

Sam riss die Augen auf und schreckte hoch. Keuchend schaute er sich um. Er war noch immer bei Tala und hatte wohl irgendwie das Bewusstsein verloren. Die junge Frau mit dem Kurzhaarschnitt setzte sich neben ihn auf die Bettkante, schob die Hand über seine verschwitzte Brust und lächelte.

»Hast du gut geschlafen?«

Sofort sprang er aus dem Bett und zog seine Kleidung an. Mit zittrigen Händen knöpfte er das Hemd zu.

»Du hast mir gar nicht zugehört, oder?«, fragte sie und legte ein Bein über das andere.

»Was?«

»Na, wegen den Kuros, von denen ich dir erzählt habe.« Sie schlüpfte in ihren ginsterfarbenen Morgenmantel aus Seide.

»Kuros?«, fragte er irritiert und suchte nach seinem Mantel.

»Diese Kreaturen, die vom schwarzen Nebel umgeben sind. Sie werden uns alle töten.«

Sam hielt inne und runzelte die Stirn.

»Es wird Krieg geben.«

»Hat dir das irgend so ein verrückter Kunde erzählt?«

Tala trat ans Fenster und öffnete den Holzladen, durch dessen filigrane Öffnungen das Sonnenlicht hereinschien. »Ein Freund hat's mir gesagt. Er kennt eine Seherin.«

»Hm ...«, grummelte er und setzte sich auf den Sessel. »Ich bin ebenfalls ein Seher«, sagt er und zog sich die Stiefel an. Als Tala darauf nicht reagierte, schaute er hoch.

Mit zusammengekniffenen Augen stand sie am offenen Fenster. »Das ist nicht lustig, Sam. Warum erzählst du immer Lügen?«

»Was?«

»Na, die Narben an deinem Körper zum Beispiel«, sagte sie und schenkte sich ein Glas Wasser ein. »Erinnerungen sollen sie verursacht haben. Komm schon!«

Er bandagierte gerade seinen linken Arm, als sie das sagte, hielt dann aber inne und schaute sie streng an.

»Tut mir leid«, sagte sie sofort. »Ich wollte dich nicht beleidigen, aber ... du bist so nett, aber ich weiß überhaupt nichts über dich.«

»Ich sagte doch, ich bin ein Seher.«

Misstrauisch schaute sie ihn an. »Dann ... dann sag mir, was meine Zukunft bringt.«

»Nicht so ein Seher. Ich sehe bloß Erinnerungen.«

»Das ist doch Unsinn«, sagte sie und trank das Glas aus.

»Du bist an der Küste aufgewachsen«, sagte er und bandagierte seine Arme weiter. »Bei deiner Großmutter. Sie starb, als du noch ein Kind warst. Mit deinem Onkel bist du nach Luscant gekommen. Du bist schlau und hast schon längst genug Geld zusammen, um den Laden hier zu übernehmen. Dir fehlt bloß noch der Mut dazu.«

Mit großen Augen starrte sie ihn an.

»Da ich nicht in die Zukunft sehe, weiß ich nicht, ob du mich nun nie mehr sehen willst. Das wäre zu schade.«

Daraufhin stand er auf und schaute sich im Zimmer um. Er fühlte sich noch ganz benommen von den Erinnerungen, in die er im Vollrausch gefallen war.

»Hab ich dich schon ...«

»Ja, du hast bezahlt«, sagte Tala und trat ihm entgegen.

»Und ... ähm ...«

Tala war gut darin, seine Ausführungen zu ignorieren. Immerhin war er schlau genug gewesen und hatte sich ihre wahren Geheimnisse verkniffen. Als er nun so vor ihr stand und in ihre kastanienbraunen Augen schaute, erinnerte er sich wieder an das, was vor dem Erinnerungsstrudel geschehen war, und wandte verlegen den Blick ab.

»Mach dich nicht verrückt wegen dem, was passiert ist«, sagte Tala einfühlsam. »Das war doch nur der Alkohol.«

Nein, es war diese verfluchte Stimme in meinem Kopf. Nur dass sie dieses Mal nicht seinen Namen gerufen hatte. Es war ein schmerzvolles Stöhnen, das sich plötzlich mit Talas Stöhnen vermischt hatte. Er war so erschrocken zusammengezuckt, dass er vom Bett gefallen war.

»Ich muss gehen«, sagte er und verließ eiligst das Zimmer.

Auf wackligen Beinen stieg er die Treppe hinunter und glitt dabei mit der Hand an der Wand entlang, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Ein Mädchen erwartete ihn bereits beim Ausgang und öffnete ihm die Tür. Es lächelte freundlich und neigte ehrerbietig den Kopf.

Er gab sich alle Mühe, erhobenen Hauptes und ohne zu wanken auf die Straße hinauszutreten. *Wie peinlich*, dachte er und zog die Kapuze hoch, als er durch das Gelbe Viertel schritt. Es fiel ihm noch immer schwer zu glauben, wie sehr ihn ein einziges Gespräch aus der Bahn werfen konnte. Dabei hatte er in Rojkola doch wieder Halt gefunden. Wäre er an jenem Abend nur nicht mit Komass Mannschaft zu Lissi gegangen. Er hätte nicht gehört, wie sich die drei Männer am Tisch nebenan unterhielten. Zu hören, dass sich jemand in einen Raben verwandeln konnte, hatte seine Hoffnung wieder entfacht. Und das nach all den Jahren, in denen er sich endlich damit abgefunden hatte, dass Marasco weg war – ja vielleicht sogar tot. Dass die Geschichten über den Raben bloß ein Gerücht waren, darüber hatte er mittlerweile Gewissheit.

Nach einer Weile beruhigte sich sein Puls wieder und Sam atmete tief durch. Erst da bemerkte er, dass die Straßen fast leer und die Kneipen alle geschlossen waren; und das am Nachmittag.

Na gut, dachte er, *dann Vogelherzen.*

In einer Seitengasse verwandelte er sich und flog hoch über die schwarzen Dächer Luscants. Er jagte ein paar Spatzen und genoss den Rausch der Vogelherzen mit ausgestreckten Gliedern auf dem Dach einer Schule.

Am späten Nachmittag flog er seine Kreise über Luscant und versuchte, in den gleichmäßigen Schleifen Ruhe und Frieden

zu finden. Manchmal flog er über die Staumauer und zog einen Bogen über der kargen Steppenlandschaft.

Das erste Mal war er überrascht gewesen, als er keinen See vorfand, der von dem zwölfstöckigen Damm gestaut wurde. Stattdessen schlängelte sich ein Fluss durch die karge Ebene und brachte das Schmelzwasser der Berge mit. Mit der Zeit war ihm aufgefallen, dass an dem Staudamm rege gearbeitet wurde und selbst nachts dort eine Mauerwache postiert war. Es machte den Eindruck, als hätte Luscant den Staudamm zu einem Schutzwall umfunktioniert – vielleicht um sich vor diesen Kreaturen zu verteidigen, von denen Tala erzählt hatte.

Tala selbst hatte jedoch nie einem solchen Ding gegenübergestanden und in ihren Erinnerungen waren es bloß schattenhafte Gestalten, weswegen es Sam schwerfiel, die Geschichten zu glauben. Zudem gab es hinter dem Staudamm nichts. Die Steppenlandschaft lief zur Sandwüste aus. Bevor die Geschichte mit diesen Wesen losgegangen sei, hätte Luscant regen Handel mit Bendo getrieben. Doch mittlerweile sei jeglicher Kontakt mit der Wüstenstadt abgebrochen.

Sam flog zurück und umrundete die mächtige Kuppel des Tempels. Unzählige Menschen hatten sich dort versammelt und im offenen Rundbau fand eine Zeremonie statt.

Schließlich flog er zurück ins Gelbe Viertel, das an allen Straßenecken mit Ginster geschmückt war, und setzte sich auf das Dach eines Hauses, von wo aus er in den Hof des Doujos blicken konnte. Die Männer trainierten meist draußen um den Brunnen herum. Ein großer, muskulöser Mann Anfang zwanzig hatte das Sagen – wahrscheinlich hatte er das Doujo von seinem Vater übernommen. Seine Art, den Männern das Kämpfen beizubringen, war all das, was Kato nie gewesen war. Der Doujo-Meister besaß eine beeindruckende Ruhe. So ernst er sich auch gab, in diesem Mann steckte eine Menge Liebenswürdigkeit.

Doch es war nicht der Doujo-Meister, der ihn jeden Tag herlockte, um den Männern beim Trainieren zuzusehen. Es war ein junger Krieger, der wie ein Wirbelwind kämpfte. Seine lan-

gen schwarzen Haare hatte er unter einem braunen Kopftuch zusammengebunden. Er trug ein rotes Lederwams, das mit metallenen Platten bestückt war, und metallverstärkte Unterarmschützer. Er war der Einzige, der mit dem Dualschwert kämpfte, daher verwunderte es Sam nicht, dass er ihn an Marasco erinnerte. Vielleicht ein Grund dafür, dass er Luscant noch nicht längst verlassen hatte, obwohl er bereits seit Wochen die Gewissheit hatte, dass die Geschichten über den Raben nichts mit Marasco zu tun hatten.

Niemand konnte Marasco das Wasser reichen, wenn es um den Schwertkampf ging, und auch der Kampfstil des jungen Nampuren war kaum mit dem von Marasco vergleichbar.

Es ist sein Lachen, dachte Sam. Der Junge liebte es, die Schwerter zu schwingen. Anders als Marasco, dem die Perfektion bereits vor Jahren eingeprägt worden war und so einen abgründigen Selbsthass hervorgerufen hatte. Dieser nampurische Kämpfer aber strebte mit eisernem Willen eine Schwerelosigkeit an, die Sam an seine eigene Verbissenheit erinnerte, als er damals in Pahann mit der Vogeljagd begonnen hatte. Eifrig setzte der junge Mann die Anregungen seines Meisters in die Tat um, um noch besser zu werden. Zudem verband die Männer im Hof weniger eine Beziehung zwischen Meister und Schüler. Es war offensichtlich, dass sie alle Freunde waren. Schon oft war er dem einen oder anderen spät abends über den Weg gelaufen, wenn er sich in den Schenken herumtrieb.

Plötzlich ertönten mehrere Gongschläge, die ihre schummrigen Klangteppiche in die Gassen Luscants ausbreiteten.

Die Zeremonie ist vorbei?

Sam!, rief die Stimme in seinem Kopf verzweifelt.

Zeit, sie zum Schweigen zu bringen.

4

Sessaj blickte dem Raben hinterher, der krähend im roten Abendhimmel davonflog. Über dem Staudamm stand bereits der weiße Mond.

»Noch etwa drei Tage«, sagte Corsin neben ihm. »Dann ist es so weit.«

Sessaj steckte sein Schwert in die Scheide und drehte sich zu Corsin um. Er hatte die muskulösen Arme vor der Brust verschränkt und blickte hoch in den Himmel.

»Hast du den Raben gesehen?«, fragte Sessaj.

Corsin runzelte die Stirn. »Welchen Raben?«

»Ja«, antwortete er und tat seine Gedanken mit einem Lächeln ab. Er ließ seinen Blick über den Hof schweifen. Nur ein paar wenige Männer waren heute beim Training erschienen. »Es überrascht mich, dass heute doch so viele gekommen sind.«

Corsin strich sich über den Schnauzer, der über die Mundwinkel zu einem kleinen Bärtchen führte, und nickte. »Es hat sie ja niemand gezwungen. Mich überrascht, dass *du* hier bist, Sess. Solltest du nicht bei der Zeremonie sein? Schließlich ist Nasica doch so was wie dein Halbbruder.«

Sessaj setzte ein verlegenes Lächeln auf. »Was das betrifft ...«

»Was hast du getan?«, fragte Corsin grimmig. »Hast du etwa den Sano verärgert?«

»Ich habe bloß gesagt, dass ich erst wieder an einer Zeremonie teilnehmen werde, wenn Yatagaras sich bei uns entschuldigt hat.«

»O Sess!«, rief Corsin und warf die Arme in die Luft. »Du bist ein Hitzkopf!«

Sessaj zog das verschwitzte Tuch vom Kopf, öffnete den Haarknoten und lockerte seine lange schwarze Mähne. »Nein.

Ich finde wirklich, es gibt gerade Wichtigeres, als dass ich mich in den Tempel setze und zusehe, wie unserer Göttin gehuldigt wird, während sie uns ihre Schergen auf den Hals hetzt.«

»Er hat die Zeremonie extra um ein paar Tage vorgezogen. Soviel ich weiß, gab's das noch nie. Die Zeremonie muss doch an Vollmond durchgeführt werden.«

»Siehst du«, sagte Sessaj und band sich das verschwitzte Tuch um den Arm. »Die Gesetze sind außer Kraft. Man kann sich auf gar nichts mehr verlassen.«

»Du solltest dich bei Nasica entschuldigen.«

»Warum das denn?«, fuhr er empört auf. »Du bist ja auch nicht hingegangen.«

»Warum?«, fragte Corsin überrascht. »Weil du auf diese Weise seine Arbeit mit Füßen trittst. Im Unterschied zu dir hatte er keine Wahl. Seine Rolle in der ganzen Sache wurde ihm zugeteilt. Und im Übrigen weißt du, dass ich ein Tawanuu bin.«

»Es war seine eigene Entscheidung, Priester zu werden«, verteidigte sich Sessaj. »Und jetzt ist er der letzte in ganz Namurien. Wenn das keine Ehre ist? Er hat sogar die Macht, eine Zeremonie zu verschieben, die seit Jahrhunderten zu Vollmond stattgefunden hat.«

»Nasica ist nicht so stark, wie du denkst«, sagte Corsin ruhig. »Arakata erzählte mir, dass er von tiefen Zweifeln geplagt wird. Sein Glaube an Yataras ist ins Wanken geraten. Und dennoch kommt er pflichtbewusst seiner Aufgabe nach. Meiner Meinung nach zeigt das Größe, denn er muss Worte für etwas finden, das den Leuten Hoffnung gibt und sie gleichzeitig mit dem Leben bedroht. Dabei interessiert es niemanden, was er selbst noch glaubt. Er ist bloß noch ein Instrument.«

Sessaj schaute Corsin eine Weile an und biss auf der Unterlippe herum. »Es ist nicht so, dass ich Nasica nicht achte in dem, was er tut«, sagte er leise. »Ich liebe ihn wie einen Bruder, das weißt du. Aber wir sind doch alle zu Instrumenten geworden. Jeder tut das, was er am besten kann, um die Situation so gut wie möglich zu meistern.«

Plötzlich ertönte ein lauter Knall. Sofort fuhr Sessaj herum und schaute über die Mauer hoch zum Staudamm. Über der Dammkrone stieg ein Licht in den dunkelblauen Himmel, ein weiterer Knall ertönte und ein Feuerwerk leuchtete über dem Staudamm.

»Das gibt's doch nicht«, sagte Corsin. »Eine Fehlzündung vielleicht?«

Sessaj kniff die Augen zusammen. Es war unmöglich zu sehen, was sich auf der Dammkrone abspielte. Die einzige Kommunikation, die sie hatten, war die Verwendung von Licht. Da breitete sich plötzlich eine Lichtschlange entlang der Brüstung aus.

»Sie sind hier!«, rief Sessaj. »Keine Fehlzündung!«

»Ageho!«, rief Corsin zu den Männern beim Brunnen. »Bring mit Ren den Sano in Sicherheit! Der Rest von euch, ihr wisst, was ihr zu tun habt!«

Sessaj rannte mit einer Gruppe von Kriegerern hinaus auf die Straße zu den Pferden, schwang sich in den Sattel und ritt durch die Gassen zum Marktplatz. Die Menschen rannten aufgeregt und verängstigt nach Hause. Die Zeremonie war gerade zu Ende gegangen und auf der Hauptstraße gab es zum Teil kaum ein Durchkommen.

»Geht nach Hause!«, rief Sessaj, als er im Galopp an ihnen vorbeiritt. »Ihr wisst, was zu tun ist!«

In der Nähe des Marktplatzes zog er sein Pferd herum, schaute hoch zu einer Terrasse und piff. Ein Mann streckte den Kopf heraus.

»Achtundfünfzig!«, rief er hinunter. »Könnten aber auch mehr sein. Die Übertragung wurde unterbrochen. Kein Schlusszeichen.«

Sessaj gab dem Pferd die Sporen und galoppierte über den Marktplatz. Die drei Männer aus seiner Gruppe waren bereits bei der Hauptbrücke. Sie sprangen von ihren Pferden und rannen zu einer Holzvorrichtung auf der Seite. Sessaj eilte zu ihnen und zu viert drehten sie mit vereinten Kräften an einem Rad, das eine Kette in Gang setzte und die Brücke anhob.

»Achtundfünfzig!«, sagte er und drückte so fest er konnte.

»Wo bleiben die anderen?«, fragte Dano, ein großer, hellhaariger Mann mit einer Narbe am Hals.

»In den Straßen herrscht das Chaos«, sagte Tomin mit keuchender Stimme. »Die versperren alle Wege!«

Da öffnete sich das Eingangstor im Staudamm und schwarze Nebelgestalten stürmten heraus.

»O nein«, sagte Sessaj und geriet ins Stocken. »Wie kamen die so schnell durch den Wall?«

Die Brücke war hoch genug, dass sie nicht mehr passiert werden konnte, doch die beiden seitlichen boten noch immer Wege in die Stadt.

»Was tun wir?«, fragte Dano.

»Wir nehmen die rechte Seite. Tomin und Yro, ihr nehmt die linke.«

Jeder schwang sich zurück auf sein Pferd.

»Das sind zu viele!«, rief Dano, als sie zur Brücke ritten.

Die schwarzen Gestalten teilten sich in zwei Gruppen auf und wie eine Nebelschlange näherten sie sich den Brücken.

»Der schwarze Nebel um sie herum ist dichter geworden!«, rief Sessaj.

Kurz vor der Brücke sprangen sie von ihren Pferden und scheuchten sie davon. Die schwarzen Gestalten hatten den Kanalübergang erreicht. Es waren Männer in schwarzen Mänteln und mit Masken, die Mund und Nase verdeckten. Eine Öffnung vor dem Mund gab die Sicht auf die Lippen frei. Die Augen der Kreaturen waren komplett schwarz und glänzten in den Augenhöhlen. Ein paar von ihnen hatten die schwarzen Kapuzen über den Kopf gezogen. Jeder war von einem schwarzen Rauch umgeben, der sich wie Nebelschwaden um ihre Glieder wand und bei jeder Bewegung neu formte.

Sessaj stutzte, als er sah, wie ein auf ihn zukommender Kuro ein Schwert aus der Scheide zog und sich auf ihn stürzte. Beim letzten Angriff waren diese Kreaturen noch unbewaffnet gewesen. Sofort zog er seine Waffen und wehrte den Schlag ab.

Gemeinsam mit Dano versuchte er, die Brücke zu blockieren, doch immer mehr Kuros strömten nach. Während jeder gleichzeitig gegen zwei von ihnen kämpfte, schwärmten die anderen in die Stadt aus.

Sessaj parierte gleichzeitig zwei Angriffe, drehte sich an einem Kuro vorbei und schlitzte ihm die Kehle auf. In einer weiteren Umdrehung holte er aus und schlug ihm die Klinge in die Kniekehle. Der Kuro knickte ein und fiel nach vorn. Da kam ihm auch schon das Schwert des anderen Kuros entgegen. Sessaj blockte ab, drehte beide Klingen im Kreis und schlug dem Kuro so die Waffe aus der Hand. Dann rammte er der Kreatur das Knie in die Rippen. Als sich der Kuro nach vorn beugte, um das Gleichgewicht zu halten, schlug er ihm den Kopf ab.

»Das sind bestimmt mehr als achtundfünfzig!«, rief Dano, der gerade sein Schwert aus der Brust eines Kuros zog.

Mittlerweile standen sie allein auf der Brücke. Aus dem Eingangstor des Staudamms stürmten ein paar Männer. Es war Lux, der mit der Mauerwache von der Dammkrone heruntergekommen war.

»Verteilt euch!«, rief er den Männern zu, die den Kuros in die Stadt folgten. »Sie waren plötzlich da, als hätten sie die Wachablösung abgewartet«, erzählte der junge Mann und wusch sich den Schweiß von der Stirn. Als Mitarbeiter der Staumauer trug er während seiner Arbeit dasselbe wie Arakata, nur war sein braunes Jackett mit metallenen Platten versehen, die seine Schultern und die Brust schützten.

»Seid ihr alle unverletzt?«, wollte Sessaj wissen.

»Sie haben die drei Männer bei den Eingangstoren umgedreht und die zwei, die die Plattform nach unten bedienten. Es ist uns gelungen, zwei von ihnen in die Schotten zu locken, wo sie nun eingesperrt sind. Die restlichen haben sich mit all unseren Pferden in die Wüste davongemacht.«

Aus der Stadt hinter ihnen erhob sich das Geschrei der Menschen. Ein Gebäude stand in Flammen und schwarzer Rauch

stieg in den Himmel. Die Dunkelheit hatte sich über Luscant gelegt und über ihnen leuchteten die Sterne und der fast runde Weiße Mond. Mit gezogenen Waffen rannten sie über den Marktplatz und verteilten sich in den Straßen.

Ein derber Gestank stieg Sam in die Nase und er drehte unliebsam den Kopf zur Seite. Sein Körper kribbelte vor Taubheit und eigentlich fühlte er sich sehr wohl – wenn nur dieser Gestank nicht gewesen wäre. Nach der zweiten Flasche war ihm das Geld ausgegangen und der Wirt hatte ihn zur Hintertür rausgeworfen. Sam war das egal gewesen. Er hatte gar nichts mehr gespürt.

Doch nun war da dieser eigenartige Geruch. Kalt und abgestanden, wie in einem alten Verlies, wie damals im Kerker in Aryon. Blut und Schweiß hatten sich mit dem Moder vermischt, der aus Folter, Schmerz und abertausenden Toden bestand. Noch eine Erinnerung, die es zu tilgen galt.

Jemand machte sich an seinem Mantelkragen zu schaffen. Mit fahrigen Armen schob er die fremden Hände weg. Da packte ihn plötzlich jemand am Kiefer, zog seinen Kopf herum und würgte ihn. Sam riss Mund und Augen auf und schnappte erschrocken nach Luft. Sein Blick war noch immer verschwommen, doch das Adrenalin raste plötzlich durch seine Blutbahnen und weckte ihn auf. Über ihn gebeugt war ein Mann mit schwarzer Maske, aus deren Mundschlitz schwarzer Rauch quoll. Sein ganzer Körper war davon umgeben, als ob ein Nebel ihn umhüllte, und der hatte den Geruch des Folterkellers inne. Die Augen des Mannes – *ist das überhaupt noch ein Mensch?* – waren komplett schwarz. Zwar waren seine eigenen Augen ebenfalls schwarz, doch nur die Iris. Das Weiß war noch immer weiß. Nicht aber bei dieser Kreatur, die sich an ihm festgekrallt hatte. Der schwarze Rauch, der aus ihrem Mund quoll, suchte sich den Weg in seinen.

Erschrocken zuckte Sam zusammen und versuchte, sich aus den Klauen dieses Wesens zu lösen. Er ächzte und die Luft

ging ihm aus. Dabei schmeckte er auch schon den Rauch auf seiner Zunge. Sofort zog er an den Bandagen, legte die Hände auf die Brust der Kreatur und stieß sie mit einem Energieschub von sich. Es war lange her, dass er diese Kräfte benutzt hatte, und der Stoß war so stark, dass der Mann mit dem Rücken an die gegenüberliegende Wand geschleudert wurde.

Sam schreckte hoch, würgte und spuckte den schwarzen Rauch aus, der sich mit seinem Speichel vermischt hatte. *Was zum Henker!* Er fand sich zwischen ein paar Mülleimern in einer dunklen Gasse wieder und von der Hauptstraße her hörte er Hilfeschreie. Einzig seine Rabenkräfte machten es ihm möglich, in dieser Düsternis etwas zu sehen.

Plötzlich sprang das schwarze Ding hoch und griff ihn erneut an. Sam versuchte, ihm auszuweichen und sich zur Seite zu rollen, doch es krallte sich mit beiden Händen an seinem Hals fest. Wieder quoll der schwarze Rauch aus seinem Mund und suchte sich seinen Weg in ihn hinein. Er ächzte, griff nach einem Deckel von den Mülleimern und schlug ihn dem Ding über den Kopf. Dann sprang er hoch und schnappte erneut nach Luft. Die schwarze Kreatur erhob sich ebenfalls und zog das Schwert.

Was soll das?, fragte er sich, spannte die Finger an und ließ sie knacken. Die Diebe, die ihn nachts überfielen, waren keine Krieger. Es waren bloß kleine Schurken, die glaubten, mit Messern umgehen zu können. Doch diese Kreatur zog ihr Schwert wie ein erfahrener Kämpfer und griff ihn unvermittelt an.

Ein Kribbeln rauschte durch Sams Hände, als er nach so langer Zeit wieder einmal seine Kräfte aktivierte. Mit einem kurzen Wink entriss er der Kreatur das Schwert und richtete es schräg über seinem eigenen Kopf gegen sie. Dann wechselte er die Fließrichtung, drückte seine Energie gegen den Gegner und schleuderte ihn an die Wand. Noch bevor er zu Boden sackte, schoss er das Schwert auf ihn. Es rammte sich durch die Brust und nagelte die Kreatur an die Backsteinwand.

Überraschenderweise war das Ding noch immer am Leben. Aufgespießt hing es an der Wand und aus seinem Mund quoll noch immer der schwarze Rauch, der sich mit dem vermischte, der sich um den Körper dieses Geschöpfes wand. Im dumpfen Licht der Seitengasse konnte Sam nicht erkennen, welche Farbe das Blut hatte, das aus der Brust über die Kleidung floss, doch irgendwie beruhigte es ihn, das Ding überhaupt bluten zu sehen.

Du hast mir meinen Rausch genommen, dachte er und trat einen Schritt näher. *Dafür sollst du bezahlen!* Er presste die Hand auf die Stirn des Mannes und schloss die Augen. Anders als sonst, wenn er die Erinnerungen der Menschen in sich aufzog und dabei ein Gefühl im Arm hatte, als würde glitzerndes, klares Wasser durch seine Adern sprudeln, war es ihm nicht möglich, bis zu den Erinnerungen vorzudringen. Der Kern dieses *Menschen* – zumindest nahm er an, dass es einmal ein Mensch gewesen war – war von so dichtem Nebel umgeben, dass es kein Durchkommen gab. Also wechselte er von den Sumenkräften, mit denen er die Erinnerungen der Menschen stahl, zu den Rabenkräften und entzog dem Wesen die Energie. Es war eine andere Energie als diejenigen der Menschen. Sie war dunkel, kalt und voller Aggressionen.

Sobald er den letzten Tropfen in sich aufgenommen hatte, taumelte er rückwärts. Diese Energie war nicht berauschend wie diejenige der Menschen. Sie war etwas Fremdes. Etwas Übermenschliches. Etwas, das glücklicherweise sehr schnell durch seine Rabenkräfte absorbiert wurde und nur noch einen kalten, modrigen Nachgeschmack im Mund hinterließ.

Die Hilferufe der Luscanter waren leiser geworden. Das Chaos auf der Straße schien sich etwas gelegt zu haben. Sam flog hoch über die Dächer und betrachtete die Lage von oben.

Schwarze Rauchwolken hatten sich über der Stadt gesammelt. In mehreren Vierteln brannten Feuer. Männer auf Pferden patrouillierten in den Straßen, halfen den Bewohnern zurück in ihre Häuser oder errichteten Straßensperren. Gemeinsam kämpften die Menschen gegen die Feuer an und schöpften Was-

ser aus den Brunnen, um zu verhindern, dass sich die Brände über die Viertel ausbreiteten.

In einer Gasse in der Nähe des Doujos entdeckte er den jungen Mann mit den langen, schwarzen Haaren und den zwei Schwertern. Er rannte weg von der Hauptstraße in die verwinkelten Gassen des Gelben Viertels. Als Sam sah, wie drei dieser Kreaturen ihn jagten, verstand er, dass der Junge sie von der Hauptstraße weglocken wollte. Er hatte keine Bedenken, dass der Junge mit drei von diesen Dingen allein fertig wurde. Doch als sich von einer anderen Gasse her drei weitere Kreaturen näherten, behielt er den Nampuren im Auge.

Tatsächlich war der Junge plötzlich von sechs schwarz rauchenden Gegnern umzingelt, die alle ihre Schwerter gezogen hatten und sich ihm Schritt für Schritt näherten. Mit erhobenen Waffen stand er mit dem Rücken zur Wand und war bereit, sich ihnen zu stellen. Sam flog sofort zu ihm hinunter, verwandelte sich frühzeitig und landete neben ihm, als wäre er von der Mauerkrone gesprungen.

Irritiert schaute ihn der Nampure an, warf einen kurzen Blick zu den Dachrändern und wieder zu ihm. »Beim Feuer der Sonne!«, fuhr er ihn an. »Was suchst du hier? Verzieh dich! Ich kann deinen Arsch nicht auch noch retten!«

Die schwarzen Kreaturen standen in einem Umkreis von fünf Schritten von ihnen entfernt und tauschten irritierte Blicke aus. Sam lächelte und kniete sich hin.

»Du siehst das falsch«, sagte er und drückte die Hände in den trockenen Boden. »Es ist andersherum. Ich weiß, drei wären in Ordnung gewesen, aber sechs? Komm schon.«

Sam tauchte ein in die tiefe See der Schwarzen Schatten und breitete sich rhizomartig unter dem Boden aus. Durch die Beine dieser Kreaturen stieg er in jede einzelne hinauf und entzog ihr die Energie. Eine nach der anderen ließ das Schwert fallen und sackte zu Boden. Sam zog sich aus ihnen zurück und öffnete die Augen. Einen Moment blieb er in der Hocke und stützte sich mit den Händen am Boden ab.

Die Energie dieser Wesen schoss durch seinen Körper und sein Blut schien zu gefrieren. Ihm wurde schwindlig, also schloss er nochmal die Augen. Sobald sich der Aufruhr in ihm gelegt hatte, schaute er hoch zum Jungen und grinste. Der stand mit beiden Schwertern in den Händen da und starrte ihn entsetzt an. Ruckartig richtete er die Klingen auf ihn, da er nicht wusste, was er sonst hätte tun sollen. Sam sprang aus der Hocke hoch, verwandelte sich in einen Raben und flog davon. Er hatte nicht vor, sich in die Angelegenheiten der Stadt einzumischen. Er hatte dem Jungen das Leben gerettet, doch das verpflichtete ihn zu nichts. Er stieg hoch in den Nachthimmel und tauchte ein zwischen die Wolken, um jede Spur von sich auszulöschen.